

(Nachdruck verboten.)

20]

## Neu-Karthago.

Roman von Georges Celhoub.

Béjard nahm das Schweigen des Alten als gute Vorbedeutung. Er hatte ihn ruhig ausschimpfen lassen und ließ es sich gern gefallen, daß er seinem Herzen Luft machte, konnte er doch auf den schmerzbelegten Zügen die einzelnen Phasen des inneren Kampfes, der in Dobouziez Brust tobte, genau verfolgen. Als er den Augenblick für gekommen erachtete, in diesen Kampf einzugreifen, begann er in dem einschmeichelnden Tone:

„Wozu wollen wir uns denn aufregen, Papa! Das Schelten und Aufwärmen alter Geschichten führt ja doch zu nichts und wenn wir uns stundenlang unser wirkliches oder vermeintliches Unrecht an den Kopf werfen, so ändert das auch nicht ein Jota an der gegenwärtigen Lage. Wir wollen lieber kurz und bündig zur Sache reden. So verzweifelt ist ja die Situation noch nicht, immer vorausgesetzt, — daß Sie sich nicht geradezu in den Kopf setzen, mich in den Abgrund hinunterzustößen, in den ich Zoll für Zoll versinke. Sie finden es auf diesem Blatte hier. Sie können es mit nach Hause nehmen, um sich in aller Ruhe und Gemüthlichkeit von der Richtigkeit meiner Zahlen zu überzeugen — eine genaue Aufstellung meiner sämtlichen Schulden und Verpflichtungen, die sich darnach auf zwei Millionen Frank belaufen. Bitte nur keine Aufregungen und Nervenzufälle. Warten Sie damit wenigstens so lange, bis ich die Lage vollständig klargestellt habe. . . . Ich habe zur Zeit genug Klasse, um die vier zunächst fälligen Wechsel in Höhe von etwa achthunderttausend Frank einzulösen. Damit kommen wir bis zum ersten künftigen Monats. . . .“

„Und dann?“

„Ja, dann rechne ich eben auf Sie!“

„Sie rechnen allen Ernstes darauf, daß ich mehr als eine Million für Sie aufbringe?“

„Ich verlasse mich sogar mit Bestimmtheit darauf!“

Wieder war es still geworden, ein banges entscheidendes Schweigen, während Gina oben die Melodien der deutschen Klavier des Liedes erklingen läßt. Dobouziez preßt sein Gesicht in beide Hände, dann springt er plötzlich auf, haßt die Hände und stößt hastig heraus: „Lassen Sie mir vierzehn Tage Zeit zum Ueberlegen und versprechen Sie mir, sich in der Zwischenzeit nicht weiter zu engagiren. . . .“

Der Andere versteht, daß der Schwiegervater ihn retten will, er eilt ihm mit vorgestreckten Händen entgegen und erschöpft sich in süßlichen Dankesworten. Aber Dobouziez weicht seiner Zuversicht aus und hält die Hände auf dem Rücken verschränkt.

„Schon gut! . . . Wenn Sie wirklich noch irgend welcher Dankbarkeit fähig sind, dann werden Sie sich Gina und dem Kinde erkenntlich zeigen. . . . Hätte es sich nicht um sie gehandelt. . . .“

Er läßt den Satz unvollendet. Béjard weiß auch so, was ihm zu wissen noch thut und spart sich jede weitere Auseinandersetzung. Beide steigen die Treppe wieder herauf und betreten in lebhafter Unterhaltung über die gleichgiltigsten Dinge die Salons.

Herr Dobouziez schießt sich an, die Gesellschaft zu verlassen, Gina begleitet ihn auf den Flur hinaus und ist ihm beim Anziehen des Pelzes behilflich, dann reicht sie ihm in gewohnter Weise zum Abschied die Stirn. Der Alte drückt seine Lippen in einem langen Kuß auf diese Marmorstirn, nimmt den zierlichen Kopf in die Hände und sieht ihr mit Stolz und unendlicher Liebe in die Augen.

„Würdest Du's gern sehen, Liebling, wenn wir wieder unter einem Dache zusammenleben würden?“

„Welche Frage, Papa!“

„Nun, wenn Du recht vernünftig bist, vor allem, wenn Du wieder so heiter wie früher sein willst, werde ich es möglich zu machen suchen, mich bei Dir häuslich niederzulassen. . . . Aber kein Wort darüber an irgend einen, die Sache muß vorerst zwischen uns beiden geheim bleiben! Gute Nacht, Kleine. . . .“

XVIII.

An der Einmündungsstelle eines der Uferstraßen des „Marché-aux-Chevaux“, wo die kalt-vornehmen Patrizierpaläste verächtlich auf die Komptoire und Speicher der Kaufleute herabsehen, zieht sich auf eine Entfernung von etwa vierzig Metern eine verwitterte Mauer hin, die schon mindestens zwei Jahrhunderten getrotzt hat, deren Widerstandskraft aber noch eine lange Lebensdauer verspricht.

Ein breiter Thorweg führt in der Mitte der Mauer auf einen geräumigen Hof, den auf drei Seiten unter der spanischen Herrschaft entstandene Gebäude abschließen, die im Laufe der Zeit moderner Bestimmung entsprechend aus- und umgebaut wurden.

Einer der gewaltigen schwarzen Thorflügel trägt ein breites, blühblank gepulvertes Kupferschild, auf dem man in großen Buchstaben J. D. Daelmans-Deynze u. Komp. liest. Der Grabeur hätte sich gut und gern die Mühe sparen können, „Kolonialwaaren“ hinzuzusetzen, denn jedes Kind in Antwerpen wußte, daß die Daelmans-Deynze, die einzigen und alleinigen, sich heute wie früher mit dem Großhandel von Kolonialprodukten beschäftigten. Das Geschäft, das sich stets vom Vater auf den Sohn vererbt hatte, ging bis auf die Zeit der österreichischen Herrschaft zurück und hatte vielleicht schon in der Blüthezeit der Hanse bestanden.

Tritt man durch die Thorwölbung, die wie ein Festungstunnel die Mauer in ganzer Tiefe durchbricht, in den Hof, so bemerkt man zunächst einen kleinen rothwangigen Kreis, der trotz seiner Wohlbeleibtheit behende herum hantirt und dessen dünne, über Gebühr gekrümmte Beine unaufhörlich in Bewegung sind. Es ist Pietje, der Portier Pietje, den die Angestellten der Firma recht unehrlicherweise „de Kromme“ — den Krümmbeinigen — nennen, ohne daß sich Pietje über den Spitznamen sonderlich ärgert. Sobald er uns bemerkt, wird er unweigerlich seine schwarze Mütze mit dem lackirten Schilde vom Kopfe reißen und uns auf unsere Frage nach dem Chef des Hauses je nach der Tageszeit bescheiden: „Bitte, geradezu im Hauptgebäude“ oder „Rechter Hand im Bureau!“

Den mit bläulich schimmernden Koppsteinen gepflasterten Hof bedeckt gemeinhin ein wirres Durcheinander von Stiften, Lössen, Fässern, Säcken, Körben, Glasballons und Ballen in allen Farben und Größenverhältnissen. Auf unser verwundertes Staunen werden wir von Pietje darüber belehrt, daß es sich hier nur um eine untergeordnete Niederlage, um ein unbedeutendes „Musterlager“ der Firma handelt. Wenn wir Daelmans-Deynze's wirkliches Export- und Importlager in Augenschein nehmen wollen, müssen wir uns schon nach dem Backhof Saint-Jelis oder an die Lagerplätze der „Alten Bassins“ begeben.

Schwere Kollwagen, mit den vierströtigen Riesenrollen der „Nation“ bespannt, stehen in langer Reihe die Zufahrtsstraße entlang, der Ladung oder Entladung harrend. Herr van Viere, der Lagerverwalter, ein geschmeidiges Kerlchen mit glattrasirtem Gesicht und scharf auslugenden Augen, steht mit Bleistift und Notizbuch auf Posten, macht Notizen, rechnet die Zifferreihen zusammen, blättert in den Frachtbriefen, sieht Rechnungen durch, springt schreiend und gestikulirend auf den aufgethürmten Waarenbergen herum, giebt seinen Gehilfen kurze Anweisungen und kreibt die Kutscher in einer Sprache zur Eile, die dem Uneingeweihten so unverständlich wie Sanskrit klingt.

„Geda! Gehen Sie doch aus dem Wege und machen Sie dem Herrn Platz!“ ruft der Gewaltige und lächelt theilnahmsvoll, als er unsere Verlegenheit bemerkt, über Stiften und Säcke hinweg einen Weg zu finden.

Die schwierige Faust eines der Riesen hat mit einem raschen Griff das den Weg verperrende Faß bei Seite geschoben, und mit dem herzlichen Dank eines vom Tode des Ertrinkens Erretteten stolpern wir weiter und gelangen endlich mit Ach und Krach an das Hauptgebäude, dessen Glashür die Aufschrift als den Eingang zu den Bureaus kennzeichnet. Aber wir befinden uns erst im Vorzimmer. Wir öffnen ohne Geräusch die lederbeschlagnene Thür und treten in den geräumigen Saal, in dem zwanzig unermüdbare Federn hurtig über das dicke Papier der schweren Handelsbücher eilen. Zwanzig Doppelpulte reihen sich eins ans andere durch die ganze Länge des Komptoirs, das vom Hofe her durch sechs hohe Bogenfenster sein Licht erhält. Die zwanzig

Kommiss, die auf ebenso viel Drehfesseln sitzen, sind so vertieft in ihre Arbeit, daß sie unsern Eintritt garnicht bemerkt haben. Da uns der Muth fehlt, einen der Vielbeschäftigten anzusprechen, suchen wir durch Räuspern und Husten die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Das gelingt uns so gut, daß mit einem Mal ein wirres Durcheinander von Fragen an unser Ohr schlägt. Wir stolpern verwirrt und wortlos durch die Gasse und finden erst, am Ende angelangt, vor dem verbindlich lächelnden Stift, dessen langer Körper aus den Kleidern arg herausgewachsen ist, den Muth, zu erklären, daß wir weder mit der Kasse noch dem Lager etwas zu thun haben, sondern Herrn Daelmans — Daelmans-Dehnze, verbessert der junge Mann bestürzt — zu sprechen wünschen. „Bitte, die erste Thür vor Ihnen, gestatten Sie, daß ich vorangehe. . . Er ist vielleicht gerade beschäftigt. . . Darf ich um Ihren Namen bitten?“

Endlich ist auch die letzte Formalität erfüllt; wir marschiren an den zwanzig Kommiss entlang, die uns keines Blickes würdigen, unwillig über die Störenfriede, die aus reinem künstlerischen Interesse in das Heiligthum des Gottes mit dem geflügelten Fuß einzudringen wagen.

Kaum daß Herr Lynen, der alte Kassirer, seine Glase und seine goldene Brille von dem Bude erhebt, und daß Herr Vietermans, der Auslands-Korrespondent, seinen japanischen Kneifer zurechtrückte, um uns in Augenschein zu nehmen.

Aber was haben wir mit den Gehilfen zu thun, wenn wir im nächsten Augenblick schon vor dem Chef des Hauses stehen werden? Auf unser bescheidenes Klopfen erschallt ein kräftiges Herein, und nun stehen wir vor dem Manne, der stark wie ein Pfeiler eines der gewaltigsten Häuser Antwerpens auf den Schultern trägt. Er wirft uns aus seinen graublauen hellen Augen einen prüfenden Blick zu, der einen Menschen so rasch beurtheilt wie ein gewinnbringendes Geschäft an der Börse. Er ist ein strenger Richter für die anrühigen Finanzleute, der gefürchtete Daelmans-Dehnze, aber er ist auch ein aufrichtiger, zuverlässiger Freund aller anständigen, ehrlichen Leute, zu denen auch wir gehören, denn er hat uns mit herzlicher Bewegung seine breite Hand zum Gruße gereicht.

Die Feder hinter dem Ohr hört er mit lächelndem Munde unsere Höflichkeitsphrasen, hier und da ein verbindliches „Sehr wohl“ dazwischenwerfend. Seine Gesundheit? Mein Gott, man kann mit fünfundsünfzig Jahren wirklich nicht besser aussehen! Seine säuberlich gestubten, durch untadeligen Scheitelstrich in der Mitte abgetheilten Haare beginnen wohl an den Schläfen leicht zu ergrauen, bedecken aber noch ungelichtet den Kopf. Auch die langen braunen Bartkoteletten durchziehen zahlreiche Silberfäden, die nur dazu beitragen, den vornehmen Ausdruck des sympathischen Gesichts zu erhöhen. Nicht ein Fältchen auf der hochgewölbten Stirn, und der rosige Teint zeigt die frischen Farben des Mannes, den seelisches Gleichmaß und körperliche Gesundheit gleicherweise auszeichnen. Herr Daelmans-Dehnze hat noch gute Augen, der goldene Kneifer, der an der schwarzen Schnur baumelt, ist mehr ein Pierstück wie das Verloqueubündel, das die Uhrkette schmückt. Er ist sauber und mit Sorgfalt gekleidet, blendend weiße Wäsche und glatter schwarzer Anzug. Groß und breitschulterig hält er sich gerade wie eine Tanne.

„Wie's seiner Frau geht? Frau Daelmans erfreut sich des besten Wohlseins. Ich führe Sie sofort zu ihr, Sie frühstücken doch mit uns? Was? Inzwischen wollen wir ein Glas Sherry zusammen trinken.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Eine Heirath.

Von Juhani Aho. Aus dem Finnischen von R. Grüne.

Der alte Färsprecher erzählt: Viele Heirathen habe ich schon vermittelt und viele Hemden habe ich für meine Bemühungen erhalten, aber niemals habe ich wieder einen ähnlichen Ehebund zusammengebracht, wie den zwischen dem Schmied dort oben in der Berlanlage und Anna Lisa Tenhutar. Viele Aufgebotscheine sind sicherlich ohne meine Hilfe ausgestellt worden, aber diese beiden Menschen hätten sich ohne mein Zutun nie im Leben gefunden.

Er war immer ein langsamer Mensch gewesen, schwerfällig in seinen Bewegungen und ein wenig taub, wie dies Schmiede gewöhnlich sind. Gewiß war auch er bisweilen, als er dort so vor seinem Nagelhammer saß und das heiße Eisen auf dem Ambos drehte, auf Heirathsgedanken gekommen, als er sah, wie die Frauen seiner Kameraden ihren Männern den Kaffee in Flaschen brachten und er allein leer ausging. Nie jedoch hatte er diese seine

Pläne irgend jemand anvertraut. Uebrigens hätte er zu jeder Zeit eine Frau bekommen können. Man wußte, daß er in seiner Kiste Geld zu liegen hatte, und sonst war er auch ein gefälliger, bescheidener Mann, der nie zu tief ins Glas sah.

„Kann wohl sein, daß man manchmal solche Gedanken gehabt hat,“ erhielt ich schließlich einmal von ihm zur Antwort, als ich das Gespräch auf diese Frage gebracht hatte.

„Weshalb hast Du denn nicht Ernst gemacht?“ fragte ich.

„Es ist nichts daraus geworden.“

„Aber dieses Mal soll etwas daraus werden,“ sagte ich.

„Es könnte wohl sein, aber jetzt wird sich wohl niemand mehr um mich kümmern.“

„Das überlasse mir mir, ich werde schon sehen, ob sich nicht irgend ein Mädchen für Dich finden läßt.“

„Das soll mir gleich sein.“

„Deine Hand darauf,“ sagte ich. „Augenblicklich habe ich keinen Vorschlag zu machen, aber wenn Du eine Woche warten willst, so werde ich bis nächsten Sonntag schon eine für Dich ausfindig machen. Darf ich das?“

„Thue, was Du willst.“

Als ich am folgenden Sonntag nach dem Werke kam, wußte ich schon, welches Mädchen es sein sollte.

„Ach so,“ sagte der Schmied, stellte jedoch keine weiteren Fragen.

„Ja gewiß. . . es ist Anna Lisa Tenhutar, welche vergangenes Jahr beim Verwalter diente. Vielleicht bist Du mit ihr schon bekannt?“

„Ich sah sie wohl manchmal da unten am Strande gehen.“

„Na, was meinst Du?“

„Kümmert sie sich denn überhaupt um mich?“

„Ueberläßt Du mir die Sache?“

„Ich werde sie Dir wohl überlassen müssen,“ sagte der Schmied, und so weit war alles zwischen uns geordnet.

Dies war im Sommer, zur Zeit der Heuernte. Später, gegen den Herbst hin, führten mich meine Geschäfte und andere Aufträge nach dem Theile des Dorfes, wo Anna Lisa Tenhutar im Hause ihrer Verwandten in einer kleinen Kammer wohnte und ihren Lebensunterhalt durch Handarbeiten und Weben verdiente.

Ich fuhr nach Anna Lisa's Wohnung, und dort errieth man gleich den Zweck meines Kommens. Man lud mich ein, in die Kammer einzutreten und setzte den Kaffeetisch auf das Feuer.

Als der Kaffee getrunken und ich mit dem Mädchen allein war, theilte ich ihr gleich mit, welche Angelegenheit mich zu ihr geführt hätte.

„Du schwagest!“ sagte Anna Lisa und wollte mir nicht glauben.

„Es ist wahr, jedes Wort, und nun sollst Du mir sagen, was Du über meinen Vorschlag denkst.“

„Halte mich armes Mädchen doch nicht zum Narren,“ wandte sie ein.

„Es ist weder Scherz noch Verede, da ich mich doch nun einmal hierher bemüht habe. Sage mir gleich, wie viel Du als Festgeschenk haben willst. . . Denn alles, was ich sage, ist wahr, darauf launst Du Dich ohne weiteres verlassen.“

„Kann es denn wirklich möglich sein?“

„Sage mir, was Du haben willst, oder nimm hiervon, so viel wie Du möchtest.“

Ich legte 500 Mark in Banknoten vor Anna Lisa auf den Tisch. Nach längerem Zögern nahm sie schließlich 50 Mark.

„Nimm doch gleich das volle Hundert,“ forderte ich sie auf.

„Nein, . . . das reicht schon.“

„Na, wenn es genug ist, so . . .“

Und hiermit war unsere Unterredung zu Ende, und alles in Ordnung.

„Jetzt hast Du nur Deine Kleider und das Nöthige zu besorgen und zu ordnen; wenn Du im Januar zum Jahrmarkt nach der Stadt kommst, ist auch der Schmied dort, und wir werden dann alles zu Papier bringen und auch die Ringe kaufen.“

Anna Lisa kam wohl zum Jahrmarkt, aber vom Schmied sah man weder etwas, noch hörte man etwas.

Ich stellte den Aufgebotschein aus und ließ Anna Lisa unterschreiben. Auch kam ich mit ihr überein, daß, wenn der Schmied sein Wort hielte, beide zu Ostern öffentlich ausgedoten werden sollten. Pfingsten sollte dann die Hochzeit gefeiert werden.

„Na, weshalb launst zu nicht zum Jahrmarkt, um Deine Braut zu sehen?“ fragte ich den Schmied bei meiner Heimkunft.

„Es wurde nichts daraus.“

„Denkst Du denn, von dieser Sache jetzt loszukommen?“

„Wozu sollte das nützen?“

„Nun, so schreibe auch Du Deinen Namen hier drunter.“

Ich zog den Schein hervor und legte ihn vor den Schmied hin.

„Ist es denn nicht ebenso gut, wenn Du für mich schreibst?“

„Nein, das wirst Du wohl selbst thun müssen.“

Er schrieb seinen Namen darunter, und ich ging mit den Papieren zum Pfarrhose. Und auch an dem Sonntag, an dem das öffentliche Aufgebot stattfand, kam dieses Faulthier nicht einmal, um seine Auserwählte anzusehen.

„Weshalb launst Du nicht?“ fragte ich ihn.

„Na, ich verlasse mich ganz auf Dich; Du hast sie ja gesehen!“

Zur Trauung jedoch mußte er kommen, und das that er auch. Seine Schöne nahm er, wie man ein Hühnchen vom Felde nimmt.

Er hat es auch nicht zu bereuen brauchen, denn am Pfingsttage fand die Hochzeit statt, und schon zur Weihnachtszeit wurde Kindtaufe gehalten. Von dieser Zeit an ist jedes Jahr ein kleiner Schmied zur Welt gekommen, manchmal sogar zwei; ohne meine Hilfe aber hätte es wohl keine gegeben. —

## Kleines Feuilleton.

ok. Der Met, an dem ehemals die alten Deutschen ihre durstigen Kehlen labten, hat eine lange Geschichte hinter sich. Das soeben erschienene „Journal of the British Archaeological Association“ enthält darüber einige Angaben: Plinius erwähnt ihn als einen Wein, der nur aus Wasser und Honig bestünde. Am besten würde er aus Regenwasser bereitet, das man schon 5 Jahre hätte stehen lassen. Er erzählt, daß manche ein Drittel abgestandenes Regenwasser mit einem Drittel frischen, aber auch abgekochten Wasser und einem Drittel alten Honig gemischt hätten. Dieses Getränk setzte man dann 40 Tage den Sonnenstrahlen aus. Auch Dioskorides schreibt über den Met, daß er zwei Theile Wasser und einen Theil Honig enthält. Die Edda erzählt, daß die Zwergge Fjalar und Galar, nachdem sie den weisen Koaſin ermordet hatten, sein Blut mit Honig mischten und ein Getränk daraus bereiteten, das jedem, der es trank, die Gabe des Gesanges verlieh. Suttung, der Sohn des Niesen Gilling, erhielt es dann von den Zwergen, und seitdem heißt es „Suttung's Met“. Die Skandinavier tranken den Met leidenschaftlich gern. Sie führten den Met auch nach England mit, als sie sich dort niederließen, und, da der Metbecher bei der Hochzeitsfeier, die 90 Tage dauerte, eine große Rolle spielte, so nannte man den ersten Monat nach der Verheirathung den „Honigmond“. Von Attila erzählt man, daß er infolge von übermäßigem Metgenuß in der Hochzeitsnacht gestorben sei. Bei den Dichtern des Mittelalters wird der Met häufig erwähnt. Auch Shakespeare spricht von ihm in den „Lustigen Weibern von Windsor“. Simon von Genua, der Arzt des Papstes Nikolaus IV., bezeichnet den Met als medizinisch verwendbar. Noch bis ins letzte Jahrhundert scheint man ihn als Medizin gebraucht zu haben. So giebt Dr. John Quincy in seinem „Englisch Dispensatory“ eine Anleitung, Met zu bereiten. Die Metbereitung war aber komplizirter geworden, als in den guten alten Zeiten. Ein Zusatz von verschiedenen Kräutern war in das Rezept aufgenommen. Auch bei Festlichkeiten im vorigen Jahrhundert wurde noch Met freudig. Man liest z. B. in „Spektator“ vom 20. Mai 1712, daß in Banxhall eine maskirte Dame Sir Koger de Coverley fragte, „ob er eine Flasche Met mit ihr trinken wolle“. — Getrunken wurde der Met früher aus Ochsenhörnern. Von eigenartigen hölzernen Methörnern wird aus dem 12. Jahrhundert berichtet. Sie haben die Gestalt eines Bechers und sind am Rande viereckig, unten rund. Sie sind 6 bis 12 Zoll hoch und fassen  $\frac{1}{2}$  bis  $1\frac{1}{2}$  Liter des Getränks. Als Ornamentik sind einige Linien eingeschrieben. Beim Trinken muß eine der vier Ecken des Bechers an den Mund gebracht werden. Trinkt man von der Seite, so wird der Met sicher verschluckt. Der gewöhnliche Metbecher geht wahrscheinlich auf das 17. Jahrhundert zurück. Er kam mit dem römischen calix (Kelch) verglichen werden, denn er ist breiter, als hoch und verengt sich nach oben hin. Ein Exemplar dieser Art, das deutschen Ursprungs sein soll, geht auf eine noch frühere Zeit zurück. Es ist ein Becher aus farblosem, durchsichtigem Glas auf kurzem Stiel, dessen größter Durchmesser 4 Zoll beträgt. —

### Literarisches.

Graf, Max: Deutsche Musik im neunzehnten Jahrhundert. Berlin 1898. Verlag Siegfried Cronbach. — Es ist nicht leicht, den Vorzügen dieses Buches und seines Verfassers gerecht zu werden. Schon das Fehlen jeglichen Inhaltsverzeichnis oder gar Registers ist ein um so schwerer wiegender Mangel, als es gerade bei solchen Werken sehr auf Auswahl, Vertheilung und Gliederung des Stoffes ankommt. Ferner theilt das Buch leider das Bestreben so vieler ähnlicher Bücher, Reflexionen über Dinge zu geben, ohne die Dinge selbst genügend darzustellen; es wollte „dem großen Publikum in gemeinschaftlicher Form“ und so weiter vor Augen führen, was auf dem betreffenden Gebiet geleistet worden ist, und bietet uns vielmehr üppige Gedanken darüber dar, als wäre das, worüber es sich anspricht, bereits bekannt, während hinwieder dem Kenner der Dinge mit solchen Reflexionen recht wenig gebietet ist. Zudem sind diese großentheils so gehalten, daß sie gleich gut oder schlecht auch für einen anderen Gegenstand aus dieser Zeit dienen könnten; wir erfahren im allgemeinen sehr viel, aber gerade musikalisches nicht viel. Und immerhalb all dessen müssen wir wieder mit einer mindestens etwas subjektiven Auswahl vorlieb nehmen. Eine so große nationale Erscheinung wie Robert Franz ist mit wenigen Zeilen abgethan und unter ein recht willkürliches Schema gebracht; die nach ihm wirkenden speziellen Niederkomponisten fehlen ganz und ebenso sind unter den Instrumentalkomponisten der letzten Zeit wiederum, wie fast immer bei solchen Darstellungen, nur Brahms und Brüdner angeführt. Daß es bei all dem nicht ohne sehr subjektive und partielle Urtheile abgeht, der Aufgabe gemeinschaftlicher Belehrung zum Troß, liegt nahe.

Die Vorzüge des Werks sind zunächst interessante Beleuchtung seines Gegenstandes, insbesondere geistreiche Vergleiche, die immerhin manchmal mißglücken; dann einige hübsche Aufdeckungen von

Entwicklungsstufen (z. B. unserer Auffassung des Waldhornklanges, ferner der deutschen Oper, endlich Richard Wagner's) und vornehmlich eine verständnißvolle Würdigung der spezifischen Wiener Komponisten: Schubert's und derer, die als „Wiener Wotzer-Intermezzo“ zusammengefaßt sind; die Hervorhebung der Serenade von Robert Fuchs ist besonders anerkennenswerth. Der Abschritte des Buches sind sechs: „Die Epoche Beethoven“, „Schubert“, „Die Restaurationszeit“, „1848“, „Die großen Musikschöpfungen unserer Zeit. I. Theil: Das Werk Richard Wagner's“; II. Theil: „Die großen Symphoniker“. — 82.

### Völkerrunde.

kg. Muselmännische Mystiker. Die in Taschkent erscheinenden „Turklesiankija Wjedomosti“ bringen eine ausführliche Beschreibung der besonderen muhamedanischen Lehre, die in Europa unter dem Namen „Sufismus“ bekannt ist, bei den Muselmännern aber „Tassawuf“ heißt. Der Verfasser hat vornehmlich die Verhältnisse in Turkestan studirt. Zur Zeit gelten die Anhänger dieser Lehre, die Sufis, in sämmtlichen muhamedanischen Ländern als die Führer des geistlichen Lebens des Volkes. Der Sufismus ist eine Art muselmännischer Mystik, die früher, als dem wahren Geiste des Islams widersprechende Lehre, mannigfachen Verfolgungen ausgesetzt war; jetzt aber eroberte sich die Lehre die leitende Stelle unter den Anhängern des Islams. Der muselmännische Mystiker (Sufidervisch) soll einen Zustand völliger innerer Resignation erstreben und immer danach trachten, ganz in seinem Gott aufzugehen. Als erstes Mittel dazu gilt die absolute Unterwerfung unter den Willen des geistlichen Hauptes, des Scheichs. In seinem Verhältnis zu diesem Scheich wird der Derwisch „Murid“ („Wünscher“, „Lehrender“ — nach Befehlen des Oberen) genannt. Der Eintritt in die Muridenkaste wird in Turkestan mit dem Ausdruck „die Hand reichen“ bezeichnet und unter verschiedenen Zeremonien vollzogen. Die Pflicht des Aufsehers ist es, den Muriden auf den Weg der geistlichen Vollkommenheiten zu führen. Dieser Weg heißt „Tarikat“ und wird in drei Bahnen getheilt. Die meisten Derwische kommen aber nicht über die erste Stufe hinaus. Auf den zwei höheren Stufen stehen nur die Wenigen, denen die Gabe der Visionen, Prophezeiungen und Wunder ertheilt wurde; und diese sind eben die Führer der übrigen Derwische. Nach dem Tode werden sie in die Verammlung der Heiligen aufgenommen. Unter den verschiedenen Arten der religiösen Übungen ist der sogenannte „Sitr“ der gebräuchlichste, d. h. die Aufzählung der Gottesnamen, deren Zahl 1001 beträgt. Der „Sitr“ wird einzeln oder von allen zusammen, lautlos oder laut vollzogen. Letztere Art des „Sitr“ herrscht in Turkestan. Sie besteht in dem Lesen von Gebeten und Koranversen; die Schaar der Derwische schreit im Chor die Gottesnamen heraus, dabei bewegen sie sich mit dem ganzen Körper hin und her, einige von ihnen drehen sich im Kreise, bis sie in Ekstase fallen. Es ist ein Anblick, der auf den Zuschauer schredenerregend wirkt. In einem vom Rauch brennender Kerzen erfüllten Raume drehen sich in regelmäßigen Bewegungen hunderte von Fanatikern und stoßen ein wildes Scheul aus. Einige dieser exaltirten Fanatiker ledern mit der Zunge glühendes Eisen oder stechen sich an verschiedenen Stellen des Körpers mit einem Dolche. Endlich, wenn die Nervenspannung ihren Höhepunkt erreicht hat, setzen sich alle in einen Kreis und sagen laut Verse aus den Werken mystischer Dichter, vorzugsweise des Sultans Krasin, her. Wieder entsteht ein allgemeines Weinen, Schluchzen, bis sie ganz erschöpft ohnmächtig niedersinken. Dieser Zustand wird als die höchste Erscheinung des Geisteslebens betrachtet. —

### Medizinisches.

io. Magen-Photographien. Die Magenuntersuchungen haben in den letzten Jahren einen ungeahnten Grad der Vervollkommnung gewonnen. Einen großen Fortschritt bedeutete bereits die Gastroskopie, die 1881 von Mikulicz in Wien erfunden wurde und die durch Einführung einer steifen Metallröhre eine Besichtigung des Magenmundes gestattet, dieses Verfahren ist jedoch für den Patienten mit einer bedeutenden Unbequemlichkeit verbunden und gilt auch nicht als ganz gefahrlos. Dann kam die Erfindung und Ausbildung der Durchleuchtung des Magens, bei der dieses Organ von innen her durch eine elektrische Glühlampe erhellt wird. Jetzt ist nach einer Nachricht von „English Mechanic“ durch Dr. E. D. Schaaf, einer anerkannten Autorität für Magenkrankheiten in Newark (New-Jersey), ein Apparat erfunden worden, der es gestattet, Photographien des Mageninneren am lebenden Menschen vorzunehmen. Der genannte Arzt kam auf den Gedanken einer Möglichkeit der Magen-Photographie bei der Vornahme einer Operation, die in der Chirurgie als exploratorische Laparotomie bezeichnet wird, bei der der Leib und der Magen aufgeschnitten wird, um den Zustand des Magens und die Art der vorhandenen Krankheit festzustellen. Diese Art der Untersuchung ist natürlich eine außerordentlich gefährliche und wird durch den Besund nicht immer gerechtfertigt. Es wäre daher ein weit menschenfreundlicheres und wissenschaftlicheres Verfahren, wenn der Zustand des Mageninneren geradezu photographirt werden könnte, ohne daß irgendwie eine Operation nothwendig wäre. Nach zahllosen Versuchen ist es Dr. Schaaf gelungen, das Innere des Magens an einer lebenden Person thatsächlich zu photographieren und ein deutliches Bild der Schleimhaut der Magenpforte zu erlangen. Seitdem sind noch weitere Verbesserungen an dem angewandten photographischen Apparate vorgenommen worden, wodurch die Schwierigkeit seiner

Handhabung vermindert wird. Eine der Hauptschwierigkeiten bestand zunächst in der Einstellung des photographischen Apparats auf das zu photographirende Objekt und die Beeinflussung der photographischen Aufnahme durch die Bewegungen des Magens während der Athmung. Diese Hindernisse wurden durch eine Verbesserung der angewandten Trockenplatten, durch eine stärkere Linse und kräftigere Beleuchtung glücklich überwunden, so daß der Patient während der Aufnahme nicht den Athem anzuhalten braucht. Es ist keinerlei Schmerz mit dieser Unternehmung verbunden und nicht mehr Unannehmlichkeit als bei Magenausspülungen oder Auspumpungen mit einem Gummischlauch. Die photographische Kammer ist von sehr einfachem Bau, sie besteht aus einem silbernen, wasserdichten Zylinder, der an einem Gummischlauch in den Magen eingeführt wird, mit einer Linse an einem Ende und einer Trockenplatte an dem anderen. Oberhalb ist im Schlauche eine elektrische Glühlampe angebracht, zu der die Leitungsdrähte durch den Gummischlauch hindurch führen und die das nöthige Licht in den Magen hinein wirft. Bevor eine Magenphotographie aufgenommen wird, muß der Patient 4—6 Stunden fasten, dann wird der schleimige und unbedaute Nahrungstoff ausgewaschen, so daß nichts außer der Haut des Magenförtners im Brennpunkte der photographischen Linse steht. Nur etwas Wasser wird in dem Magen belassen, dieses löst eine Gelatinekapfel auf, welche die Linse vorne bedeckt, worauf der Apparat zur Aufnahme der Photographie fertig ist. Die photographische Platte ist rund und mißt nur  $\frac{3}{8}$  Zoll im Durchmesser, jedoch kann das Bild durch einen Projektionsapparat bis auf einen Durchmesser von drei Fuß vergrößert werden. Dr. Schaaf spricht die Gewisheit aus, daß die Magenphotographie an Werth die mikroskopische Untersuchung kleiner Theile des Magengewebes bedeutend übertrifft wird. Dem Bericht in der erwähnten Zeitschrift sind einige interessante Abbildungen von Magenphotographien beigegeben, unter anderem von dem Inneren eines Hundemagens, in den man eine kleine Schraube eingeführt hatte, die auf der Photographie bis auf die feinsten Theile erkennbar ist. Die ersten Versuche wurden bis zu einer genügenden Ausbildung des Verfahrens an Hunden vorgenommen.

#### Aus dem Pflanzenleben.

Den Einfluß des Lichtes auf die Kletterpflanzen studirte, nach einer Mittheilung des „Prometheus“, Waige am wilden Wein und am Gundermann, welche beide zwei verschiedene Arten von Zweigen, blühende und kletternde, bilden. Die Blüthenzweige des wilden Weines haben langsames Wachstum, kurze und wenig zahlreiche Internodien, endlich wohlentwickelte Blätter, von denen die der Spitze die Endknospe überragen. Die Kletterzweige dagegen zeigen ein schnelles Wachstum, verlängerte und zahlreiche Internodien, und die Endknospe wird nicht von den Blättern des nächsten sichtbaren Knotens überragt; diese Zweige weisen außerdem eine sehr ausgesprochene Kreisdringung auf und bilden Hakentränke an der Spitze, die Blüthenstielchen werden durch Klimmhaken ersetzt. Anatomisch betrachtet, enthalten die Kletterzweige größere Gefäße, aber weniger zahlreiche und dicke Vassifasern. Durch Versuche konnte Waige feststellen, daß alle diese morphologischen und anatomischen Veränderungen der Kletterzweige durch vermindertes Licht begünstigt und erzeugt werden. Der Erdpfeifen oder Gundermann entwickelt ebenfalls zweierlei Arten von Zweigen, aufrechte blühende und unfruchtbare kriechende. Gleich den Blüthenzweigen des wilden Weines haben auch die aufgerichteten Zweige des Gundermanns langsames Wachstum, ganz kurze Internodien, die Endknospe überragende Endblätter, außerdem kurze Blattstiele und kantige Stengel. Die kriechenden Zweige haben schnelles Wachstum, nicht die Endknospe überragende Blätter, kurze Internodien und Blattstiele, weniger kantige Stengel und aus den Knoten entspringende Nebenwurzeln. Die anatomischen Unterschiede der beiden Zweigarten sind ähnlich wie beim wilden Wein. Zwei Stöcke der Pflanze, von denen der eine im Schatten, der andere im Sonnenschein gehalten wurde, zeigten, daß das zerstreute Licht mehr die Entwicklung der langschäftigen Kletterzweige, das direkte Sonnenlicht mehr die der Blüthenzweige begünstigte, so daß die Entstehung der Kletterpflanzen direkt durch schwache Beleuchtung befördert wird.

#### Meteorologisches.

Ueber die kalten Tage des Mai sprach Dr. Hennig in der letzten Sitzung der Meteorologischen Gesellschaft. Die „Voss. Ztg.“ berichtet darüber: Der Glaube an die drei Eisfälligen ist über ganz Zentral-Europa verbreitet, im Süden bis nach Ober-Italien, im Westen weit nach Frankreich, im Osten bis nach West-Rußland, im Südosten bis nach Ungarn und Siebenbürgen. In der Literatur findet sich ein Vermerk darüber erst 1777, und zwar in einem italienischen Werk. Der Erste, der sich wissenschaftlich damit beschäftigte, war Dove; dann wurde Anfang der achtziger Jahre von verschiedenen Seiten gleichzeitig eine Untersuchung über die kalten Tage in Angriff genommen, wobei jedoch eine Einigung über die Ursache des Kälterückfalls im Mai nicht herbeigeführt wurde. Seit dieser Zeit hat das Thema wieder geruht. Hennig hat die meteorologischen Beobachtungen, insbesondere die Wetterkarten der 25 Jahre von 1874 bis 1898 auf die Kälterückfälle des Mai hin genau untersucht und dabei als maßgebendes Kennzeichen das Vorhandensein eines nord-

westlichen Maximums gefunden. Unter den 25 Jahren befanden sich nur zwei, in denen der Kälterückfall ausblieb, im übrigen aber war er an bestimmte Tage nicht gebunden, vielmehr trat er vereinzelt bereits am 30. April, andererseits erst am 1. Juni ein. In sieben Jahren fand der Kälterückfall am 13., aber in ebenso viel Jahren auch erst am 18. statt, und der besonders in Schlesien verächtigte Urbaustag (der 25.) hatte vier Kälterückfälle. Nur in einem Jahr umfaßte der Kälterückfall das ganze Gebiet, sonst beschränkte er sich stets auf Theile desselben. Forscht man den Ursachen nach, so muß man jedenfalls zwischen denen unterscheiden, die den allgemeinen Temperaturrückgang herbeiführen, und denen, die die Nachtfröste verursachen. Dabei ist festzustellen, daß die Ausstrahlung allein nicht im Stande ist, die Nachtfröste herbeizuführen. Der Verlauf der ganzen Erscheinung ist typisch. Zunächst findet, ohne daß vorher eine exzessive Wärme geherrscht zu haben braucht, bei Nordwestwind starke Abkühlung statt, wobei sogenanntes Aprilwetter mit Regenböen zc. eintritt. Dann folgt bei stark steigendem Barometer und aufklärendem Himmel der Nachtrost. Die Luftdruckvertheilung ist dabei folgende: Nach Ausbreitung des nordwestlichen Maximums erscheint über dem norwegischen Meere eine Depression, die über Scandinavien zur Ostsee schreitet und sich dann gewöhnlich nach Nordosten zum weichen Meer wendet. Je mehr die südliche Richtung dieser Depression ausgebildet ist, desto stärker ist der Kälterückfall. Vielfach verbindet sich mit dieser Depression noch eine vom Adriatischen Meere nordostwärts gehende, wobei dann besonders über Süddeutschland und Oesterreich ein starker Kälterückfall mit Schneefällen hervorgemessen wird. Von dem Kälterückfall des Juni weicht der des Mai dadurch ab, daß er viel größere Gebiete umfaßt.

#### Humoristisches.

— Zutreffend. Kellerer: „... Das ist wirklich reiner Wein!“

Schauspieler: „Die Volkshast hör' ich wohl, allein mir fehlt die — Traube.“

— Vom Herrn Professor. Professor K. kommt nach einem heftigen Regen nach Hause und ist auf einer Seite ganz naß, obwohl er ausnahmsweise seinen Regenschirm nicht vergessen hat. Seine Frau fragt ihn um den Grund. — „Ja,“ sagt er, „ich habe geglaubt, Du seiest bei mir und infolge dessen habe ich auch den Regenschirm immer dementsprechend gehalten.“

— Verplappert. Dame: „Ihr Antrag ehrt mich sehr; aber ich bitte mir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit aus!“

Bevrer: „Ja, ich muß aber heute schon den Zylinder zurückgeben!“

#### Vermischtes vom Tage.

y. Ein fünfjähriger Knabe in Hamburg erkrankte vor drei Wochen von einem zwölfjährigen eine Dhrseige. Es stellten sich alsbald heftige Kopfschmerzen ein, der Knabe mußte zu Bett gebracht werden. Jetzt ist er gestorben, nachdem er in den letzten acht Tagen vollständig ohne Bestimmung gelegen.

— Seit 14 Tagen verlohnen ist ein Vergnügungskutter aus Elbing, auf dem zwei Segler eine Fahrt auf der Ostsee machten.

— Der böse Deutsch-Amerikaner, der vor einigen Tagen wegen Wädgenhandels in Colmar verhaftet wurde, hat sich als — ehrlicher Bierbrauer aus Baden legitimirt.

— Etwa 50 000 Gulden Kosten haben die Pestfälle der Stadt Wien verursacht.

— Ein vierzehnjähriger Bauernknabe ermordete im Belhischen Kreise (Rußland) einen Grundbesitzer, bei dem er im Dienst stand, raubte 6500 Rubel und vergrub die Leiche.

— Aus Antwerpen meldet das Wolfche Telegraphenbureau: Bei Baggararbeiten in der Schelde wurde aus dem Flusse eine Kiste gezogen, welche drei Gefäße enthielt mit einer Flüssigkeit, die ein Genie-Offizier als Nitroglycerin bezeichnete. Die Gefäße wurden in Sicherheit gebracht; zur Feststellung der Herkunft der Gefäße ist eine Untersuchung eingeleitet worden.

— Bei der Versteigerung einer Bibliothek in London, die eine ungewöhnliche Anzahl seltener Bibeln, Flugschriften, Katechismen u. s. w. enthielt, brachte ein Exemplar der berühmten Guttenberg- oder Mazarin-Bibel 78 000 M.

— Sehr modern eingerichtet scheinen die Londoner Polizeistationen zu sein. Englische Blätter machen darauf aufmerksam, daß sie noch immer kein Telefon besitzen.

t. Die Seiden-Industrie in Indien, deren Erzeugnisse im Alterthum hochberühmt waren, hatte nur noch eine sehr geringe Bedeutung. Jetzt hat aber die indische Regierung in den Nordwest-Provinzen unter verschiedenen Temperaturverhältnissen, in der Ebene, im Dun-Thale und an den Abhängen des Himalaya Versuche mit der Seidenzucht in größerem Maßstabe machen lassen, deren Ergebnis äußerst günstig ist.

— Der Hoang ho in China ist schon wieder über seine Ufer getreten und hat 2000 Quadratmeilen Land überschwemmt. Die Ernte ist vernichtet, hunderte von Dörfern sind zerstört.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 13. November.